Beruf und Familie.

In der Wahl des Berufes werden von Männern ungezählte Fehler begangen; viel häufiger noch kommen sie bei Frauen vor, weil hier die Zahl der in Frage kommenden Gebiete beschränkter ist. Außerdem ist ja die Nothwendigkeit einer festen Berufswahl für Frauen erst seit wenigen Jahrzehnten als feststehende Thatsache von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt worden. Viel zu klein ist noch immer die Zahl derjenigen, die auf der Höhe moderner sittlicher Erkenntniß stehen und ein- für allemal einräumen, daß völliger Müßiggang auch für die reiche Frau kein würdiges Lebensziel ist.

Andrerseits macht sich bisweilen im modernen Leben eine Strömung geltend, die herrisch und rücksichtslos die Verpflichtungen gegen das Elternhaus leugnet und die selbständige Berufsthätigkeit zum A und O des Frauenlebens erheben will. Es würde schlimm stehen um die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Frauen, wenn die Nichtachtung der ersten und heiligsten Pflichten als ihre sichere Grundlage angesehen werden sollte. Der deutschen Philosophin Hedwig Bender rühmt man hingebende Treue im kleinsten gegen ihre Angehörigen nach; das Leben der Luise von François war eine einzige Kette von treuen Dienstleistungen gegen Stiefeltern und Verwandte; Mrs. Codwallader-Guild, die Bildhauerin, hat die Characterstärke und psychologische Vertiefung, die aus ihren festgeschlossenen und originellen Compositionen spricht, aus der selbstverleugnenden Hingabe an Familienpflichten geschöpft.

Pflichterfüllung dieser Art ist also der Selbständigkeit an sich keineswegs gefährlich. Schwache Charactere, die im häuslichen Beruf stumpf werden, dürften in der Regel auch im öffentlichen Berufs- und Erwerbsleben nur sehr schlecht fortkommen. Demgegenüber darf aber nicht vergessen werden, daß die Zahl der selbstsüchtigen Eltern unbedingt größer ist als die der zu hoch strebenden Töchter. Gewissenlos sind alle diejenigen Eltern, die ihre Töchter wie Eigenthum ansehen, mit dem sie beliebig schalten und walten können. Das höchste unantastbare Eigenthum der Einzelnen, auch der Tochter, sind ihre natürlichen Anlagen. Von ihrer richtigen Verwerthung hängt für sie Gewissensfrieden und Lebensglück ab. Viele Eltern wollen dies aber nicht einsehen. Es fehlt besonders manchen Müttern das Gefühl dafür, daß aus ihren Kindern nothwendigerweise erwachsene und selbständige Menschen werden müssen. Sie machen es sich geradezu zur Pflicht, alle selbständigen Regungen zu bekämpfen und zu hindern, daß sich die Töchter — wenn es sein kann oder muß — doch wenigstens neben der häuslichen Pflichterfüllung für einen späteren festen Beruf beizeiten vorbereiten.

In großen Städten ist freilich heute bisweilen auch schon das Umgekehrte der Fall. Die Mütter finden es unbequem, den Töchtern Unterweisung im Häuslichen zu geben. Da schickt man lieber die Siebzehnjährigen als Buchhalterinnen u. dergl. aus und überläßt es später dem Zufall, wie sie sich mit ihrer eigenen häuslichen Wirthschaft abfinden. Nicht selten trifft man außerdem Mädchen, die von vornherein mit dem eingeschüchterten Wesen in die Welt der Erwachsenen eintreten, das aus dem allgemein verbreiteten Gerede über schlechte Heirathsaussichten entspringt und manches zerstörte Lebensglück zuwege brachte. Das junge Mädchen hält sich von vornherein für ein vom Schicksal benachtheiligtes Geschöpf; es träumt von der Ehe als von einem verlorenen Paradiese mit lauter anstrengungslosem Genuß, es geht vorurtheilsvoll an seine Berufsarbeit und wird niemals recht gewahr, wieviel reiches Lebensglück der Alleinstehenden erblühen kann.

Characteranlage sollte mehr als Talent den Ausschlag für die Berufswahl der Mädchen geben! Für künstlerische Thätigkeit ist Willenskraft und unabhängiger Sinn ebenso wichtig wie reiche Begabung und stark entwickelte Phantasie. Die Lehrerin kann neben der Characterfestigkeit ein sonniges Gemüthsleben und tadellose Umgangsformen nicht entbehren. Sogenannte Klugheit und Gelehrsamkeit machen allein nichts aus.

Aehnliches kann man auf allen Gebieten weiblicher Erwerbsthätigkeit beobachten. Unbedingt bedarf die allgemeine Gewissenhaftigkeit in Bezug auf diese Frage noch dringend der Verschärfung bei Eltern und Töchtern. Denn übertriebener Ehrgeiz und allzu sorglose Vernachlässigung rächen sich gleich schwer: nur in einem Beruf, für den die geistigen und körperlichen Kräfte reichen und regelrecht geschult sind, kann sich die Alleinstehende glücklich fühlen.

— Nothwendige Vorbereitung. „Der Herr Oberförster erzählt ja in den letzten Tagen so glaubhafte Geschichten?" „Ja, der muß nächstens als Zeuge vor Gericht und da trainirt er sich bei Zeiten auf „die Wahrheit sagen"."

— Ein Vorsichtiger. Vater der Braut: Augenblicklich kriegt meine Tochter nur eine gute Aussteuer, alles andere nach meinem Tode; sind Sie damit einverstanden? Bewerber (Arzt): Herr, ehe ich mich darüber erkläre, müssen Sie mir gestatten, Sie auf Ihren Gesundheitszustand zu untersuchen!

— Durch die Blume. (Ein Vater besucht seinen auf der Universität befindlichen Sohn.) „..Nun, jetzt zeig' mir doch auch Deine Bibliothek, die so viel Geld kostet!" „Die kann ich Dir nicht zeigen, Vater, die hat zu sehr durch Feuchtigkeit gelitten!"

Max, der Fabulirer.

Die Geschichte eines wandernden Typo, von W. v. Schierbrand.

Zu jener Zeit nahm ich den verantwortungsvollen Posten eines Chefredakteurs ein. Es war nicht gerade eine der größten Zeitungen des Landes, an der ich diese hohe Stelle bekleidete. Nein, das will ich nicht behaupten. Sie concurrirte nicht mit dem N. Y. Herald, nicht einmal mit der N. Y. Staatszeitung. Aber innerhalb eines genau umschriebenen Gebiets war meine Zeitung in des Wortes vollster Bedeutung der „Arbiter of fashion", Richter u. Jury zugleich über die Thaten der Menschen. Nichts konnte passiren, ohne daß die Elk County Posaune nicht ihren Senf dazu gab, weder Hochzeit noch Todesfall, weder eine politische Nomination, noch eine feierliche „Verstokkung" (wie mein unerfahrener Assistent ein mal das englische „caning", d. h. die Ueberreichung eines mit goldenem Knopf geschmückten Stockes, übersetzte). Ja, nicht einmal eine Fenz konnte ausgebessert oder Bill Ludwig's Store neugepinselt werden, ohne daß das „Organ des gesammten Deutschthums von Elk County" nicht zu diesem wichtigen Ereigniß das Wort ergriffen hätte. Kurzum, meine Stellung war, nächst der des lieben Gottes, weitaus die wichtigste und verantwortungsreichste im ganzen County, und selbst über dessen Grenzen hinaus, bis nach dem mittleren Minnesota hin, erscholl der Ruf der Zeitung und seines einflußreichen Redakteurs. Ich entsinne mich, einst auf einem Mississippi-Dampfer einen Mann aus Oshkosh getroffen zu haben, der mir im Vertrauen mittheilte, er halte meine Zeitung, weil er Grundeigenthum im County habe und deßhalb „geposted" sein müsse. Diesen Zweck aber, sagte er, erfülle das Blatt vollkommen. Es mag nun derber klingen, aber wenn ich jetzt zurückblicke auf diese Glanzperiode in meinem Leben, so darf ich doch wahrheitsgemäß sagen, das ich einst übermäßig stolz war. Ich hielt es sogar nicht unter meiner Würde, mit ganz gewöhnlichen Sterblichen zu sprechen. Aber allerdings, eine einigermaßen hohe Meinung hatte ich von mir selbst selbst und meinen Fähigkeiten. Darüber wird man sich ja nicht wundern. Wer selbst schon 'mal auf dem Tripos gesessen und von dort orakelt hat, wird es begreiflich finden. Ich kann von mir, wie ich damals war, sagen, daß wenn ich „leitartikelte"

. . . . . hinter mir, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt — das Gemeine.

Ach, warum bleibt man nicht Zeit seines Lebens „County Editor"? —— Doch das gehört nicht hier hin. Ich wollte nur erzählen, daß ich damals noch eine Respectsperson war — gefürchtet oder geachtet 20 Meilen in der Runde. Nur eine einzige Ausnahme gabs hiervon, nur einen Menschen, dem ich keine Angst einflößen konnte, und dieser Eine ist der Held meiner Geschichte — Max der Fabulirer. Ob er je einen anderen Namen gehabt, das weiß ich nicht. Ich habe ihn nie anders nennen hören als bei diesen poetischen Namen. Seine Bekanntschaft machte ich auf sonderbare Weise.

* * *

Es war ein sehr heißer Sommertag, und ich saß in meinem Sanctum in Hemdsärmeln, schnaufend und mir ab und zu den herabrollenden Schweiß von der Denkerstirn wischend. Da rollte er herein — Max der Fabulirer. Er stolperte über einige Stühle, denn er schien schon zu viel des Guten genossen zu haben, und setzte sich dann gemüthlich auf den Rand meines Schreibtisches, indem er mit den Beinen schlenkerte.

Wer kennt ihn nicht, den wandernden „Typo", den ruhelosen Schriftsetzer und Drucker auf der „Walze?" Roth die Nase und roth das Gesicht, ein gewisses Etwas an ihm, daß vom Nächten im Heuschober, von intimer Bekanntschaft mit manchen ländlichen „Lockup" von dem Leben des Ismaeliten erzählt, dessen Hand gegen Jedermann erhoben ist und Jedermanns Hand gegen ihn. So ziehen sie ziemlich alle aus, diese in's Amerikanische übersetzte ewigen Handwerksburschen, aber dieser hier übertraf sie alle, die ich bisher noch gesehen. Sein Antlitz glänzte sanft wie die Abendröthe, aber eben so intensiv, und wenn er sprach, verbreitete sich eine dumpfe Fuselatmosphäre in der ganzen Nachbarschaft. Er war alt, wahrscheinlich über 50, und sein grauer Bart hing wirr über die haarige Brust hinab.

Er bewarb sich um einen „Job", und da wir gerade Jemand brauchten, so engagirte ich ihn auf einen Versuch. Er war ein trefflicher Arbeiter, das mußte man ihm lassen, und meine Aufträge für „Job Printing", die sich sonst immer auf allzu bescheidener Höhe hielten, vergrößerten sich zusehens. Kurzum, er war sein Geld werth, so lange er überhaupt arbeitete. Damit erschöpfte sich seine Eigenthümlichkeit aber noch nicht. Er war nämlich der unermüdlichste Vertilger von Kautabak und starken Flüssigkeiten, vorzugsweise Whiskey. Von früh bis spät huldigte er diesem zwiefachen Laster. Dabei konnte man ihn eigentlich kaum einen Trunkenbold nennen, insofern er nämlich nie wirklich betrunken wurde. Seine Capacität sei, wie er sich ausdrückte, noch nie praktisch erprobt worden. Aber die merkwürdigste Eigenschaft, die er besaß, bestand in einem ganz außerordentlichen Erzählertalent. Wie Scheherezade konnte er, wenn er gewollt, Tausend und Eine Nacht ohne Aufhören erzählen, und zwar die wunderbarsten Geschichten, Geschichten, bei denen Einen die Haare zu Berge standen und die Gänsehaut anlief, und dann wieder solche, die rührend und pathetisch waren. Sie waren wohl sammt und sonders ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, wobei letzteres Element bedeutend überwog. Daher wohl auch sein Name „Max der Fabulirer." Er hörte den Namen gern.

Am liebsten lauschte ich seinen Geschichten, die persönliche Abenteuer zu schildern vorgaben. Der alte Max war nämlich schon viel, sehr viel, auf der Welt umhergerutscht, und das was er gesehen, das schmückte er und illustrirte er dann auf so originelle Weise, daß es jedenfalls viel interessanter als die nackte Wahrheit war. Zu den grausigsten seiner „Yarns" gehörten die über Indianer. Er behauptete, vor 20 Jahren mehrere der kleinen aber blutigen und grausamen Feldzüge gegen die Apaches unter Geronimo und die Sioux und Black Feet mitgemacht zu haben, und wies zum Beweis eine Narbe am Schädel vor, die halbkreisförmig um denselben sich hinzog. Er sei damals beinahe scalpirt worden. Ich hegte allerdings den Verdacht, daß Max die Verletzung während einer seiner vielen „personal encounters" am Schanktische einer Schnapskneipe erhalten, hütete mich aber, diesen Verdacht auszusprechen, denn sobald man seine Wahrheitsliebe in Zweifel zog, konnte der alte Knabe sehr ungemüthlich werden. Jedenfalls mußte Max viel unter Indianern verkehrt haben, denn er kannte deren Sitten und Gebräuche genau und wußte auch eine Menge Brocken aus ihren Sprachen.

* * *

So hatte Max mehrere Monate bei uns „geschafft", und die „Jobs" von den Geschäftsleuten unseres kleinen Städtchens hörten auf. Es war auf längere Zeit hinaus eben alles abgegrast. Ich schlug Max vor, ein geringeres Salär anzunehmen und dazubleiben. Dagegen empörte sich aber sein Zunftstolz. „Nein," sagte er knurrend und sah mich böse an, „ich gehe wieder. Dieser Platz ist doch nichts für meines Vaters Sohn — kein Feld für mein Genie." Und er hob sein noch fälliges Geld, schnürte sein Bündel (das sehr klein war) und verabschiedete sich. Zwei Jahre lang hörte ich nichts von ihm. Da kam er eines Tages, es war wieder so heiß wie damals, in mein Sanctum „gewalzt", als ob wir uns erst gestern getrennt hätten, setzte sich wieder ungeniert auf mein Pult, und nahm sich eine Handvoll Tabak aus meinem Kästchen, womit er seine Pfeife füllte. Dann erzählte er. Wunderbare Geschichten — noch wunderbarer als früher. In Wyoming unter den Viehdieben war er gewesen, in Arizona unter den Mexicanern und Goldgräbern, in Californien unter den Chinesen auf einer Orangenfarm — was weiß ich! Und diese Abenteuer, die er wieder erlebt hatte. Kaum glaublich. Dabei erzählte er das Alles mit so selbstverständlicher Miene, mit ruhigen, cynischen Lächeln, daß man ihm unwillkürlich glauben mußte.

Na, er erhielt wieder Arbeit und trieb es ganz so wie das erste Mal. Ein bischen mehr trank er noch als früher. Aber sonst kein Unterschied.

Er war ungefähr wieder einen Monat bei uns, da befand er sich eines Abends spät, als er schon sehr viel schlechten Whiskey „an Bord" hatte, in stark gemischter Gesellschaft in einer Spelunke, die von einem Neger gehalten wurde. Max hatte eben eine furchtbare Geschichte erzählt, die er selbst erlebt haben wollte, wie gewöhnlich. Da widersprach ihm einer der Anderen, ein Mann, der selbst längere Zeit im fernen Westen gelebt hatte. Max nahm dies krumm, und ein hitziger Streit erhob sich. Alle Anwesenden waren mehr oder minder berauscht, meistens „mehr", aber am nächsten Morgen waren sie sämmtlich bereit, darauf zu schwören, daß Max und sein Gegner, Jim Peyton, gewettet hatten um $1000, daß heute über's Jahr Max in derselben Kneipe die Ohren dreier Indianer vorzeigen werde.

Ich frug Max darüber. „Ja, es sei ganz richtig," gab er zu.

„Verrücktheit", brummte ich.

„Wissen Sie," erwiderte Max darauf in aller Seelenruhe, „ich habe das satt. Wo ich auch hinkomme, hier und anderwärts, man glaubt mir meine Abenteuer nicht. Dem will ich ein Ende machen. Und ich kann's auch. Ich bringe bis über's Jahr die drei Paar Indianerohren herzu, vielleicht gebe ich noch einige Nasen oder so was zu, und lasse mir das richtig an Ort und Stelle bescheinigen, daß ich dieselben auch selbst erbeutet habe. Dann soll Jim Peyton oder irgend ein Anderer nur kommen und sagen, es sei Humbug mit mir!"

Max der Fabulirer ließ sich nicht halten. Er ging wirklich eine Woche später wieder auf die Wanderschaft. Ich sehe ihn noch, wie er in aller Gemüthsruhe die breite Fahrstraße, die nach Alena, dem nächsten Orte führte, hinabschritt und den braunen Tabakssaft mit besonderem Gusto ausspie in den Staub.

* * *

Ich hatte Max im Drange der Geschäfte — denn es herrschte eine hochpolitische Zeit bei uns im County und die Fahne der Partei mußte stündlich hochgehalten werden — vergessen. Es waren schon circa 10 Monate verflossen, als er den Staub unseres Städtchens von sich geschüttelt hatte. Jim Peyton war neulich wegen einer schlimmen Schießaffaire in die „Caboose" gesteckt worden.

Da erhielt ich ein Telegramm. Es war aus Medicine Hat, Montana, und meldete, daß Max am Tage vorher von Indianern des Crow-Stammes ermordet und scalpirt worden sei. Was mit der Leiche geschehen solle? So schloß die Drahtbotschaft. Ich telegraphirte zurück um weitere Einzelnheiten. Die Antwort kam, es gäbe nicht viel weitere. Max habe sich, mit Erlaubniß der Behörden von Medicine Hat und mit thatkräftiger Unterstützung einiger prominenter Bürger, denen er gesagt, es handle sich um eine Wette, in der Umgegend auf der Jagd nach Indianernasen und -Ohren befunden. Dabei habe ihn sein Schicksal erreicht. Das sei Alles. Ob ich die Begräbnißkosten decke wolle.

Was sollte ich thun? Ich machte mich sofort auf die Socken und interviewte einige der populären wohlhabenden Bürger unseres Städtchens, denen ich din ganze Geschichte erzählte. Mit deren Hülfe wurde die nöthige Summe zusammengebracht, um Max wenigstens ein anständiges Grab zu bereiten. Die $200 wurden telegraphisch an den Mayor von Medicine Hat befördert.

Und das war das Ende von Max dem Fabulirer.

Möge dies eine Warnung für manche Leute sein, ihre großen Worte nie in Thaten umzusetzen, auch nie einen Versuch in dieser Richtung zu machen. Es bezahlt sich nicht.

Die Unzertrennlichen.

Von Edela Rüst.

„Die Unzertrennlichen" oder „Fred und Ed" hießen sie seiner Zeit in der Residenz: Fred Riedel, der schon damals vielseitig angebetete lyrische Tenor, und sein Pylades, der eben nach einem kleinen Namen ringende Maler Eduard Land.

Fred war ein Kline und schwarz wie die Sünde. Ed mittelgroß, blauäugig und blondlockig, wie eine Tanne schlank.

Auf einem Künstlerfest hatte das Freundschaftsband sich geknüpft, und als sie danach von einer gewaltigen Riesengebirgsexcerei ruhebedürftig nach Spree-Athen zurückgebummelt waren, hatten sie unter demselben Dach — einem schönen Quartier in der Händelstraße — Unterschlupf gefunden. Hoch oben auf der Zinne hauste Ed in einem selbst ungeheuerlichen Ansprüchen genügenden Atelier, aus dem man in die rauschenden Wipfel des Thiergartens hineinlugte. Fred Riedel, der vom Schicksal bereits Verwöhntere, hatte sich im Hochparterre behaglich eingerichtet, wo auch der gemeinschaftliche Eß- und Plauder-Salon die Freunde zu allen Tageszeiten vereinte.

Ein vis-à-vis hatten sie grundsätzlich vermieden. Da könnte irgend eine kleine, runde, weiße, allerliebste Hand eines Tages zum Zankapfel werden. . . Sie hatten Besseres zu thun.

Auch hatten sie ihr Augenmerk auf eine recht ältliche Frau Wirthin gerichtet, die sie wiederum mit einer über alle Zweifel erhabenen „Jette" versorgte denn — so ein sauberer, junger Zimmerfratz — — wozu?!

Die Jette war sogar ein Haupterfolg. Ihr Erscheinen als Hebe mit dem elektrisch erklingelten Tropfen brachte selbst die indifferentesten Naturen unter der Freundesschaar zu momentanen Ausbrüchen. Einige heulten bei ihrem unverhofften Anblick wie Möpse, wenn sie den Mond sehen; andere donnerwetterten mehrmals hintereinander, und mancher stürzte hastig, schweigend, aber unter nicht mißzuverstehenden Geberden seinen Cognac oder sonstiges Belebungsmittel hinunter. „Jetzt davon zu sprechen, wäre indiscret, aber — in ihrer Jugend muß sie furchtbar gewesen sein!" meinte ein trockener Schöngeist, der auf sein sprachloses Starren in Jette's Antlitz hin lachend um seine Aeußerung zur Sache gebeten worden war.

Das alles war so recht nach dem Herzen der beiden Unzertrennlichen. Auch die schwärzesten Prophezeiungen der Cumpane verfingen nichts. Darin nämlich waren alle diese männlichen Unken einig, daß dieser seltene Freundschaftsbund gerade so lange vorhalten würde, bis das historische „dämonische Weib" plötzlich auf der Bildfläche erscheinen würde, für das womöglich beide in gleicher, großer, brennender, rasender Leidenschaft erglühen würden.

Die ersten unumgänglich nothwendigen Dummheiten hatten sie ja hinter sich, und die „große Leidenschaft" des Lebens. . . . . ach was, lächerlich!

Sie wollten arbeiten, hart arbeiten; sie lebten ihrer geliebten Kunst und ihrer ehrlichen, unbegrenzten Freundschaft für einander, und das Weib, das sie trennen konnte, mußte erst noch geboren werden. —

So waren mehr als zwei Jahre in schönster Harmonie verflogen, und es war wieder einmal Winter.

Da klopfte Ed eines Tages seinem Freund Fred bedeutungsvoll auf die Schulter und sagte:

„Mensch, ich habe mit unserer Jette etwas vor!"

„Na, das trennt uns nicht!" hohnlachte Fred. „Aber normal ist das nicht, weißt Du, ich werde Dich auf Deinen Geisteszustand hin untersuchen lassen."

Ed schien ausnahmsweise nicht zum Scherzen aufgelegt. Er war ganz im Feuer:

„Je länger ich sie vor Augen habe, desto mehr drängt sich mir der Stoff auf."

„Die Jette? !"

„Ja! Solch ein Modell für ein britisches Straßenfegerweib läuft mir ja im ganzen Leben nicht wieder in die Finger."

„Ach so — abklexen willst Du sie? !"

„Eine grandiose Idee, sage ich Dir! Das Bild macht mich mit einem Schlag berühmt!"

Damit kramte Ed ganz begeistert die einst aus England mitgebrachte Skizzenmappe vor Fred aus, um ihn ernsthafter für die Anglegenheit zu erwärmen, und — Tags darauf hatte er die erste Sitzung mit Jette, die freilich bei seiner zaghaften Eröffnung über seine Absichten ihr qualitativ äußerst geringes Fassungsvermögen fast gänzlich verlor und ihn nach einem vernichtenden Augenaufreißen angefahren hatte: „Det könnt' Ihnen woll passen! Aber von so'ne Modellmächen bin ick keenes nich, un — un ick kündige die Madam, wenn mir so wat jeboten wird!"

Nachdem sie langsam aufgeklärt worden war und die ehrenwörtliche Versicherung erhalten, daß sie ihrer im höchsten Grade malerischen Morgenhüllen nicht im mindesten beraubt werden sollte, wurde sie zwar gefügiger, lehnte sich dann aber wieder gegen die zugemuthete Sturmhaube sammt Kehrbesen auf. Erst als Ed ihr mit den treuherzigsten Augen von der Welt aufband, daß man heut zu Tage jenen barbarischen Zeiten fern stehe, in denen der Besen den Hexen beigesellt sei, daß man ihn jetzt vielmehr nur noch als Symbol edelster Reinlichkeit betrachte, ließ sie sich rühren und folgte ihm im Vollbewußtsein ihres Werthes in's Atelier.

Leider war ihre Anwesenheit in den anderen Räumen stets so sehr viel nothwendiger, daß die Arbeit nur sehr langsam vorwärts schritt. So kam es, daß Ed sich zuletzt gar kein Gewissen mehr daraus machte, Jette unter den sträflichsten Versprechungen — er schwor ihr, die Schweiz, Paris, wenn sie wollte sogar Ost-Afrika mit ihr zu bereisen—zur Versäumniß ihrer mannigfachen Pflichten zu verlocken.

Je inniger sich aber nun die seelischen Bande zwischen ihm und Jette befestigten, eine desto größere Abneigung schien allmählich zwischen Jette und Fred aufzukeimen. Fred Riedel ließ sich auch durchaus nicht abhalten, seinen Gefühlen ihr gegenüber immer häufiger durch Nachwerfen nicht ganz perfekt geputzter Stiefel, Gabeln, Löffel und ähnlicher Gebrauchsgegenstände beredten Ausdruck zu geben. Er fühlte sich durch die mangelhafte Bedienung, die ihm monatlich baare vier Mark extra kostete, zu Gunsten des jungen Malers vernachlässigt. Namentlich beklagte er sich fast täglich bitter über überheizte Zimmer, die seinen Tenor nothgedrungen umbringen müßten; und so wich allmählich zwischen Ed und Fred der Wonnemond den ärgsten Winterstürmen.

Schon in aller Frühe riß Riedel sämmtliche Fenster auf, bis er hustete, und kam dann ebenso consequent wuthschnaubend aus der Probe gestürzt: er sei heiser, kriege keinen Ton heraus, und das alles nur dieses „Schauerweibes" wegen!

Jette hatte natürlich immer nur „'n paar Briketchen" eingelegt, und empfand innerlich eine wahre Herzensfreude, wenn der ihr verhaßte Tenor tobte und schnaubte.

Eines Abends — Fred hatte den Lyonel gesungen — kam Ed harmlos aus der Kneipe heim und fand den Freund mit dunkelrothem Kopf am Abendtische ihres Speisezimmers vor; er hatte bereits allein getafelt, was noch niemals geschehen war, seit sie unter demselben Dache lebten. Auf sein „Guten Abend!" erhielt er keine Antwort.

„Fehlt Dir etwas, Alter?" fragte Ed.

„Nee — blos die Stimme ist mir heute bei meiner großen Arie übergeschnappt, — — sonst nichts!"

„Ach, armer Kerl, da —"

„Spare Dein Beileid gefälligst!"

„Wieso denn? Kann ich etwa dafür, daß. . ."

„Du?! — I wo! — Wenn Du nur durch Deine Jette und ihren Besen ein berühmter Mann wirst, was gehen Dich andere Leute an!?"

„Na, hör' mal —!"

„Ich hab's satt!" schrie Fred; „Deine Freundschaft und diese ganze Bagage hier kann mir. . . gestohlen werden! Morgen ziehe ich aus! ! — Dich durchschau' ich, mein Kerlchen, — Du bist nicht so undurchsichtig, wie Du Dir einbildest! Kein Wort weiter — wir zwei sind fertig miteinander!"

Riedel sprachs, schlug die Thür hinter sich zu, daß die Scheiben klirrten, und zog — jeder friedlichen Auseinandersetzung unzugänglich — am anderen Morgen als Eds erklärter und erbitterter Feind aus. —

Eduard Land blieb verwittwet zurück. Sein nahezu fertiges Bild fesselte ihn noch an Jette. Er hatte sich auch nicht verrechnet, — es machte ihn in der That, als es zur Ausstellung gelangte, über Nacht zum bekannten Manne und war im Handumdrehen verkauft.

Jette aber fühlte sich fortan als berühmte Frau. Sie wurde plötzlich despotisch, anspruchsvoll, verlangte immer enerischer, die ihr liebreich proponirten Reisen über Paris nach Ost-Afrika zum schwarzen Militär nun auch unverzüglich anzutreten und machte dem Bildner ihrer Schönheit die ärgsten Scenen.

Unter Zurücklassung eines beträchtlichen Geldgeschenkes als Beweis seiner Dankbarkeit rettete sich Ed nur durch rechtzeitiges und geräuschloses Auskneifen vor noch höher geschraubten Ansprüchen.

So war schließlich doch das Unwahrscheinliche Ereigniß geworden, wenn auch etwas anders, als die Freunde es prophezeit hatten. Ed und Fred, die beiden „Inseparables", waren geschiedene Leute, und was sie getrennt hatte, war in That — ein Weib.

— Vorgebeugt. Sie: „Sei so gut, und sieh' einmal auf das Barometer, was wir heute für Wetter bekommen werden. Ich will in die Stadt fahren und mir einen neuen Hut kaufen." Er: „Regen, Hagel, Erdbeben!"

— Ein Bescheidener. „Von allen Bekannten schätzte ich Sie besonders hoch, Herr Commerzienrath." „O, o. . . . . 's sind ja blos elf Millionen!"

Die Stiefmutter.

Von C. F. Phillips.

„Aber lieber Jimmy, Du bist ja gewiß ein sehr guter Junge und ich habe Dich auch von Herzen lieb; wenn indeß Dein Vater nicht einwilligt, wozu überhaupt davon sprechen?"

James Brennan, der einzige Sohn seines steinreichen Vaters, zerrte nervös an seinem Augenglas und stotterte etwas von $1500 eigenem Einkommen.

Fräulein Bella Mercutio lachte laut auf.

„Und wollen Sie etwa damit sagen, daß wir auf ein Jahreseinkommen von $1500 heirathen sollen? Nein, lieber Jimmy, wenn ich schon der Bühne Valet sage, so thu ich's nicht um der Liebe in einer Hütte willen, mit Brot und Kaffee. Ich bin nicht von der romantischen Sorte Mädchen oder vielleicht habe ich Sie nicht genug gern dazu. Diese Aussicht sagt mir keinesfalls zu, lieber Junge."

„Aber, aber ich liebe Sie," stammelte Jimmy. „Ich kann nicht ohne Sie leben, Bella. Sagen Sie, daß Sie mich auch ein klein wenig lieb haben — nur ein klein wenig, Bella!"

„Gewiß, ich habe Sie sogar recht lieb, recht lieb. Aber um Gottes Himmels willen, schauen Sie nicht so trauerweidenmäßig drein. Ich möchte Sie ja eher heute als morgen heirathen, wenn es ginge, aber es geht nicht. Sie sagen ja selbst, daß Ihr Vater nicht einwilligen würde."

„Es haben schon Leute mit $1500 jährlich geheirathet," murmelte Jimmy.

„Aber ich bin nicht derart veranlagt. Ich bin zu selbstsüchtig, zu realistisch — zu — was Sie wollen! Und nun trinken Sie ihren Thee aus, lieber Freund und sagen Sie mir Adieu. Je länger Sie drüber nachgrübeln, desto weniger wird Ihnen die Sache gefallen und geschehen muß es doch."

„Ich brauche keinen Thee," brummte Jimmy und griff nach seinem Hut. „Und wenn Papa seine Einwilligung gäbe?"

„Dann wird Bella Mercutio die Ihre. Und nun Adieu, lieber Junge, ich habe um sechs Uhr Rendezvous mit einem Theateragenten und will mir ein Hütchen aufputzen, um ihm den Kopf zu verdrehen."

Sie hielt ihm ihre Wange zum Kusse hin und er ging.

Auf dem ganzen Wege grübelte er darüber nach, wie es wohl möglich sei, seinem Vater die Einwilligung abzuschmeicheln. Bella war aber auch gar zu materialistisch, und er mußte, so verliebt er auch war, eingestehen, daß sie das Praktische doch zu weit treibe. Gewiß, es war der harte Kampf um's Leben, den sie bisher gefochten, der sie veranlaßte das Ideale so in den Hintergrund zu schieben, und er konnte sie ja nicht tadeln, nein. Wenn nur sein Vater etwas nachgiebiger wäre, wie glücklich könnten sie doch sein!

Sie hatten einander im Macready Club kennen gelernt, in jenem dramatischen Amateurclub, dessen hervorragendstes Mitglied Jimmy Brennan gewesen. Bei der ersten Begegnung fing Jimmy Feuer und wurde erhört. Aber als sie davon Kenntniß erhielt, daß all seine Absichten von der Erlaubniß seines Vaters abhängig waren, lehnte sie seinen Heirathsantrag rundweg ab, denn von einer heimlichen Ehe, erklärte sie, wolle sie nichts wissen und auf seines Vaters Einwilligung sei nicht zu hoffen.

Brennan senior war auch in der That der Letzte, der zu einem solchen Herzensbunde seine Einwilligung gegeben hätte. Denn er lebte nur seinen Büchern, Münzen und staubigen Manuscripten, und seit dem Tode seiner Gattin hatte er mit keinem anderen weiblichen Wesen gesprochen, als mit seiner Secretärin, die dem alten Bücherwurm seit undenklichen Zeiten Schreiberdienste leistete.

Und zu diesem verknöcherten Weiberfeind sollte nun Jimmy hingehen und von seiner Liebe zu einer thaufrischen Soubrette sprechen. Undenkbar. . . . .

Am nächsten Tag pochte Jimmy mit strahlendem Gesicht an Bella's Thüre.

„Bella, haben Sie mit Ihrem Theateragenten ein Engagement abgeschlossen?"

„Nein."

„Das freut mich, denn ich habe Ihnen eins anzubieten. Ich bin neugierig, ob Sie die Rolle werden spielen können. Sagen Sie, Liebling, wenn ich die Sache so einzufädeln wüßte, daß Sie mit dem Papa in tägliche Berührung kämen, glauben Sie, daß es Ihnen gelingen würde ihn zu erobern und mit dem strahlenden Sonnenschein Ihres Lächelns die Eiskurste seiner Härte zu schmelzen?"

„Ihm nämlich die Einwilligung zu unserer Heirath zu entlocken?"

„Ja, das mein' ich, wenn er Sie liebgewinnt. Hören Sie mich an, Bella. Mein Papa hat einen weiblichen Secretär, den möchte ich nun schleunigst entfernen und Sie an ihre Stelle setzen. Sie hätten nichts zu thun als nach seinem Diktat zu schreiben. Sehr langweilig, fürchterlich langweilig, aber sehr leicht. Fräulein Wilkins ist alt und brummig. Welch' köstliche Veränderung wird also ihre junge, schöne Cousine für den alten Herrn bedeuten. Gleich einer Göttin vom Olymp wird sie in seine staubige Bibliothek hinuntersteigen."

„Ich soll also als Cousine Ihres Fräulein Wilkins gelten? Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?"

„So, daß ich ihr Gehalt erhöhe unter der Bedingung, daß sie Ihnen ein Empfehlungsschreiben gibt, in welchem sie sich krank meldet und Sie mit der Stellvertretung betraut. Was sagen Sie zu dem Plan?"

„Es klingt wie eine Posse, aber wenn's gelingt, — ich will's versuchen. Hoffentlich wird mir Ihr Herr Papa auch zahlen?"

„O gewiß, $10 per Woche."

„Nur $10? Ich dachte, daß der alte Herr im Golde schwimmt."

„Ja, aber er sieht es nur gern hereinschwimmen, nicht heraus. Uebrigens handelt es sich hier um den Preis, der zu gewinnen ist."

„Nun gut, ich will's versuchen. Wenn Sie die einleitenden Schritte gethan haben, lassen Sie mich's wissen."

„Das geschieht noch heut Abend. Heut pass' ich die Wilkins ab und bringe die Sache in Ordnung. Und jetzt, mein Lieb, seien Sie guter Dinge und geben Sie mir einen Kuß. Sie werden doch Mrs. Brennan, mein Wort darauf."

Nächsten Morgen berichtete er schmunzelnd, Miß Wilkins habe sich durchaus nicht abgeneigt gezeigt, wöchentlich ein höheres Gehalt mit drei Monate Ferien zu acceptiren. Zum Dank dafür habe sie ein sehr warm gehaltenes Schreiben verfaßt, in welchen sie ihrem Bedauern darüber Ausdruck gibt, privater Verhältnisse halber auf einige Zeit plötzlich verreisen zu müssen, weshalb sie ihre Cousine als fähige Stellvertreterin sende.

„Sehr befähigt und intelligent" — rief Jimmy begeistert — „und nun nehmen Sie den Kampf auf und siegen Sie. Wir nehmen sofort einen Wagen und ich warte an der Straßenecke den Erfolg ab."

Eine halbe Stunde später zog die schöne Bella die Glocke an Papa Brennan's Haus und Jimmy wartete geduldig. Nach Verlauf einer Viertelstunde schlug er sich freudig schmunzelnd auf's Knie.

„Die Cousine hat den Posten angetreten. Die Trümpfe sind in ihrer schönen kleinen Hand. Heut Abend gehen wir in's Theater und nehmen irgendwo ein feines Souper zu Ehren des ersten Sieges!"

Am Abend legte sie Rechenschaft ab und gestand, der alte Herr sei Anfangs etwas unangenehm gewesen und sie habe gefürchtet, er werde sie vor die Thür setzen. Aber nachträglich thaute er überraschend rasch auf und war ganz liebenswürdig und höflich.

„Er scheint nicht halb so brummig zu sein, als man ihn schildert, und sein Sherry war prima."

„Er hat Ihnen Sherry zu trinken gegeben?" rief Jimmy überrascht — „Doch nicht den, mit dem gelbem Siegel?"

„Ich weiß nicht, was für ein Siegel drauf war, aber das weiß ich, daß er ein Bouquet gehabt hat — ah und die Sandwiches mit der delikaten Gansleber!"

„Sie haben das Spiel gewonnen, Bella," rief Jimmy überrascht. „Mir ist's, als hört' ich schon unsere Hochzeitsglocken."

Ihre Berichte klangen von Tag zu Tag verheißungsvoller. Papa Brennan hatte ihr zu ihrer raschen Auffassung gratulirt. Papa Brennan hatte erklärt, sie bedeute für ihn entschieden einen Gewinn. Papa Brennan hatte geäußert, er wüßte wahrhaftig nicht, was er ohne sie thäte. Und Jimmy begann zu denken, es sei nun schon Zeit, die volle Wahrheit zu bekennen. Aber B